

Hannes Wildecker

Die Bestie  
vom  
Saar-Hunsrück-Steig

### 13. Kapitel

„Jetzt observieren die Kollegen schon zwei Tage im Wald von Neuhütten und nichts tut sich.“

Leni sah mich von ihrer Schreibtischseite her fragend an. „Also, ich glaube, der hat Lunte gerochen, oder? Verwandte besucht der zurzeit sicherlich nicht.“

„Ich verstehe das nicht. Vielleicht war er in der Nähe, als wir sein Lager umgekrepelt haben und hat uns beobachtet. Nicht mal eine richtige Fahndung haben wir ausgeben können. Keine Beschreibung, nichts.“

„Also, was machen wir jetzt? Es ist Freitag und das Wochenende steht an!“

„Feierabend. Ich bin zu Hause zu erreichen, wenn was ist.“

Ich wollte gerade das Büro verlassen, da drängte mich Peters von der Kriminaltechnik zurück ins Zimmer.

„Du darfst raten, was wir auf deinem Spurenläger gefunden haben.“

„Fingerspuren!“

„Falsch!“

„Blutspuren?“

„Wieder falsch!“

„Was denn?“

„Nichts!“

„Wie...nichts?“

„Der vermeintliche Spurenläger war sauber wie ein Kinderpopo. Das ist unnormal. Von der Herstellung des Produkts, in unserem Falle der Skalpelle bis zum

Kunden geht jede Ware durch zahlreiche Hände. Ein Fragment von irgendeinem Fingerabdruck hätte darauf sein müssen. Ich sage es ungern. Aber das Teil wurde fein säuberlich abgewischt, alle Spuren vernichtet.“

Das war ein Rückschlag. Selbst wenn der Mann festgenommen werden würde, er könnte behaupten, dass dieses Skalpell und die Jacke, in der es gefunden wurde, einer ihm unbekanntem Person gehörte. Gleich wie er es darstellen würde, das Gegenteil müssten wir ihm dann erst einmal beweisen.

Peters legte das Skalpell auf meinen Schreibtisch, und mit einem „dann viel Erfolg“ verließ er unser Büro.

„Das war dann ja wohl ein Schuss in den Ofen“, ließ sich Leni vernehmen. „Hoffentlich fassen wir den Mann bald. Langsam wird mir die Sache unheimlich.“

„Ja, mir auch. Ich habe das dumpfe Gefühl, dass wir uns an diesem Wochenende wieder sehen.“

Zu Hause angekommen hatte ich kaum den Haustürschlüssel umgedreht und die Tür geöffnet, kam ein Schatten auf mich zugesprungen und ehe ich mich versah, stolperte ich und fiel zu Boden. Ein heftiger Schmerz in meinem Allerwertesten vermittelte mir, dass ich mir den Steiß geprellt hatte. Schlimmer aber noch war der nasse Waschlappen, der mir mehrfach durch das Gesicht gezogen wurde, und als ich die Augen öffnete, stand er groß und schwarz vor mir und schaute mich mit seinen dunklen Augen an, als täte ihm leid, was er gerade angerichtet hatte. Terry!

Ich rappelte mich auf und Terry wedelte vor mir her und begleitete mich in die Küche, wo Lisa den Tisch deckte. Ich sah, dass sie sich ein Lachen kaum verkneifen konnte.

„Sein Eigentümer hat sich noch nicht gefunden?“, fragte ich überflüssigerweise und ließ mich auf einen Küchenstuhl fallen.

„Hat es sehr wehgetan?“ Lisa kam auf mich zu und gab mir einen flüchtigen Kuss. Das versteckte Lachen war immer noch in ihrem Gesicht.

„Nein, nein, alles okay“, brummte ich. „Bin nur froh, dass ich nicht auf den Hund gefallen bin. Das arme Tier!“

„Terry hat sich doch nur gefreut, dich zu sehen. Was machen deine Ermittlungen?“

„Wenn das so weitergeht, werden es nicht meine Ermittlungen bleiben. Wir stehen vor einem Rätsel.“

Terry hatte sich inzwischen unter dem Tisch vor meine Füße gelegt und schaute mich mit großen Augen von unten her an. Ich schien ihm offenbar noch etwas suspekt, andererseits schien er an mir einen Narren gefressen zu haben.

Ich streifte meinen Schuh vom rechten Fuß und begann, Terry damit zu streicheln. Als habe er nur darauf gewartet, drehte er sich auf den Rücken und genoss die Streicheleinheiten mit geschlossenen Augen, die er ab und zu öffnete, um dankbar brummend in meine Richtung zu sehen.

Während Lisa den Tisch deckte, kreisten meine Gedanken um die beiden Todesfälle. Hatten wir etwas übersehen? Was hatte ein Mann, der in der Wildnis

des Hunsrücks ein provisorisches Lager aufgeschlagen hatte, für ein Motiv? Musste er nicht damit rechnen, dass seine Behausung irgendwann gefunden wird? Was war mit dem Skalpell aus der Mehrfachpackung? Wenn er der Täter war, wo müssten wir nach den anderen, den gebrauchten Skalpellen suchen? Fragen über Fragen. Ich fand keine Antworten, keine logischen Erklärungen für all diese Fragen.

Ich brauchte dringend etwas Abwechslung und ich hatte das dumpfe Gefühl, dass das Wochenende noch einige Überraschungen bringen würde. Lisa war nicht begeistert, als ich mich nach dem Abendessen verabschiedete und ins „Hochwaldstübchen“ ging. Auch Terry brachte seinen Unmut über mein Verschwinden zum Ausdruck, indem er sich unter den Tisch zurückzog und mich von unten mit seinen schwarzen Augen her vorwurfsvoll ansah.

Im „Hochwald-Stübchen“ war an diesem Freitagabend schon einiges los. Es war kurz vor einundzwanzig Uhr, als ich die Gasthaustür öffnete und mich sofort nach dem Stammtisch umsah. Dort saßen Kulturfreak Dieter Lauheim und Florian Glasheber, Förster in dieser Region, intensiv in ein Gespräch vertieft. Genauer gesagt bedeutete dies, dass Lauheim erzählte und Glasheber sich mehr an seinem Weizenbier beschäftigte als damit, sich mehr als nötig an dem Gespräch zu beteiligen. Das konnte nur eines bedeuten: Lauheim hatte mal wieder den Tourismus und all das, was man in Zukunft damit noch verbinden könnte, zum Thema und offensichtlich hatte Glasheber seine Ohren auf Durchzug gestellt.

„Darf man stören, oder handelt es sich um eine geheime Sitzung?“

„Ach, unsere Spürnase!“ Glasheber hob sein Bierglas und prostete mir zu. „Setzen Sie sich zu uns! Ich glaube, unser Stammtisch löst sich so langsam in seine Einzelteile auf.“

„Das wollen wir doch nicht hoffen. Warum sollte er?“

„Das fragen Sie noch? Wann waren Sie denn das letzte Mal hier? Ist kein Vorwurf, aber vor lauter Verbrecherjagden ist Ihr Erscheinen hier eben seltener geworden.“

„Was ist mit den anderen? Schaefflein, Hildebrandt...? Wo ist eigentlich Siggi?“

„Ja, Siggi.“ Lauheim nickte viel sagend mit dem Kopf. „Siggi ist in Kur, besser gesagt in der Reha. Hatte wieder einen Herzinfarkt. Lissy sagt, es gehe ihm inzwischen besser.“

Ich drehte meinen Kopf zur Theke. Jetzt fiel es mir auf. Beim Betreten der Gaststätte hatte Lissy mich nicht, wie sonst immer, freundlich begrüßt. Kein Wunder! Hinter der Theke stand nicht Lissy, sondern eine andere Frau, die ich nicht kannte.

„Lissy besucht heute Siggi“, sagte Lauheim. Das da ist eine gute Bekannte von den beiden. Ist aus Waldweiler. Hilft schon seit ein paar Tagen hier aus. Sagen Sie, wie geht es in Ihren Ermittlungen voran? Das sind ja schreckliche Dinge. Sind wir denn hier im Hunsrück überhaupt nicht mehr sicher?“

„Doch, doch, das glaube ich schon! Diese schreckliche Sache, die Sie ansprechen, die hat sich zwar hier

in unserer Region abgespielt, aber ich glaube, die Motive liegen an geografisch anderen Orten.“

„Sie wissen also ...?“

„Nein, ich weiß eigentlich noch gar nichts, aber ich kann eins und eins zusammenzählen und irgendetwas sagt mir, dass irgendeine Rechnung von irgendjemandem hier bei uns ausgetragen wird.“

Inzwischen hatte die neue Bedienung mir ein Bier gebracht und ich prostete Lauheim und Glasheber zu. Dann wandte ich mich an Lauheim.

„Sagen Sie, als Hobbyhistoriker und absoluter Kenner des Hunsrücks müssten Sie mir doch eine Frage beantworten können. Woraus leitet sich eigentlich der Name ‚Hunsrück‘ ab? Ich frage deshalb, weil ich da schon die unterschiedlichsten Erklärungsversuche über mich habe ergehen lassen.“

„Ja, da sprechen Sie ein Thema an“, sagte Lauheim, nachdenklich vor sich hin nickend. „Eigentlich ist die Bedeutung des Namens ‚Hunsrück‘ bis heute nicht endgültig geklärt. Erklärungsversuche gibt es allemal zahlreiche. Erstmals wurde das Mittelgebirge im Jahr 1074 in der Ravengiersburger Klosterurkunde erwähnt und zwar unter dem Namen ‚hundesrucha‘, wobei wir bei der ersten Version wären“, begann Lauheim zu referieren und das Leuchten in seinen Augen verriet, dass er bei diesem Theman in seinem Element war.

„Hunderücken“, fuhr Lauheim fort, für diese Erklärung spricht, dass im Mittelalter der Name vielfach so gedeutet wurde. Es existieren beispielsweise die Schreibweisen ‚Cynonotus‘ aus dem 15. Jahrhundert,

was soviel wie großer Hunderücken bedeutet. Oder ‚Dorsum canis‘, der lateinische Ausdruck im Jahr 1380 für Hunderücken oder ‚Hondesruck, um 1380, also Namen, die einen Hunderücken bezeichnen. Viele Landschaftsformen wurden früher nach Tieren benannt wie Roßrück, Rindsrück, Katzenbuckel und Eselsrück“, steigerte sich Lauheim in sein Lieblingsthema.

Aber es gibt eine weitere Theorie, die besagt, dass der Name ‚Hunsrück‘ von dem Volk der Hunnen abgeleitet wurde. Dafür spricht, dass im Volksmund viele keltische Wallanlagen auf dem Schwarzwälder- und dem Osburger Hochwald sowie im Idarwald als Hunnenringe bezeichnet werden.“

Lauheim nahm einen Schluck aus seinem Bierglas und wischte sich über den Mund. „Aber, gerade hier, in unserer Region, will man von diesen Erklärungsversuchen nicht allzu viel wissen. Die hiesigen Heimatforscher, zu denen ich mich natürlich auch zähle, behaupten, dass der Name ‚Hunsrück‘ nicht von den Hunnen abgeleitet ist. Das mittelalterliche Wort ‚hun‘ bedeutet ‚hoch‘. Wir hier in der Region beziehen uns auf die Übersetzung von ‚Hunolgeding‘, was soviel bedeutet wie ‚hohe Versammlung‘ oder ‚Hunnenring‘, ein hoch gelegener Ringwall, wie der bei Otzenhausen, es besteht aber keineswegs Affinität zu dem Volk der Hunnen.“

Lauheim rang nach Luft. „Reicht Ihnen diese Erklärung, oder wollen Sie ...?“

„Sie reicht! Aber ich gehe doch recht in der Annahme, dass Sie auf Ihre Deutung keinen Eid schwören würden?“

„Wissen Sie“, sagte Lauheim nachdenklich. „Ich persönlich bin eigentlich froh darüber, dass es verschiedene Deutungen gibt. Solange dies der Fall ist, wird das Thema immer in aller Munde sein und so lange man über den Hunsrück und den Ursprung seines Namens diskutiert, ist unsere Region im Gespräch. Und Gespräch ist Werbung. Und Werbung ist gut fürs Geschäft. Und das Geschäft ist die Vermarktung einer Region. Dazu gehören auch unbedingt Geheimnisse oder Dinge, die nicht endgültig aufgeklärt werden können. Das macht die Sache eigentlich noch attraktiver.“

Dem konnte ich nicht widersprechen.

„Mir ist ein Hund zugelaufen. Ist Ihnen bekannt, ob jemand einen solchen vermisst? Schwarzer Terrier ist die Rasse...glaube ich jedenfalls.“

Achselzucken bei beiden ließ mich das Thema auch sogleich beenden. Ich ertappte mich dabei, dass ich eigentlich froh war, dass sich bis jetzt niemand als Eigentümer von Terry gefunden hatte. Irgendwie war mir der Hund schon ans Herz gewachsen und es wurde mir komisch ums Gemüt, wenn ich mir vorstellte, dass ich ihn irgendwie seinem Eigentümer würde zurückgeben müssen.

Ich bezahlte und ging geradewegs nach Hause, zu Lisa, die noch lange nicht mit mir gerechnet hatte und mich gut gelaunt empfing. Ein paar Pluspunkte konnte ich gut gebrauchen.

## 14. Kapitel

„Ich werde dann mal losfahren. Kommst du mit der Arbeit alleine klar?“ Heinrich Schröder, der Wirt der „Kleinen Kneipe“ im westlichen Stadtteil von Trier schließt die Kassenschublade der Theke und schaut sich in seinem Lokal um.

Bärbel, die einzige Bedienung heute, nickt und ihr langes blondes Haar fällt ihr dabei lose ins Gesicht. Es haben nicht allzu viele Gäste an diesem Freitagnachmittag eingefunden. Es ist ein heißer Julitag und an einem solchen begibt man sich eher ins Schwimmbad, als eine Kneipe aufzusuchen. Die Stammgäste, ja, die sind schon hier. Die sind jeden Tag hier, trinken ihren Viez, ihr Bier mit dem Schnaps dazu und am späten Abend werden auch sie den Weg nach Hause suchen. Dann sind sie meist soweit abgefüllt, dass sich die erforderliche Bettschwere eingefunden hat. Danach werden nur noch vereinzelt Gäste das Lokal aufsuchen. Bärbel, wird es also alleine packen.

Henry, wie Schröder von allen Gästen genannt wird, zündet sich eine Zigarette an und bekommt schon nach dem ersten Zug einen starken Hustenreiz.

„Ich rauche zu viel!“, denkt er. Aber von der Sucht loskommen, in seinem Beruf? Hauptsache, der Laden läuft! Und das tut er in der Regel auch. Er will sich nicht beklagen. Dafür, dass seine „Kleine Kneipe“ nicht im Stadtkern liegt, ist hier schon einiges los. Gut, abgesehen auf Tage wie heute, aber das sind Ausnahmen, die sich an anderen Tagen wieder ausgleichen.

Schröder hat allen Grund, zufrieden zu sein. Auch in privater Hinsicht. Mit seinen fünfundvierzig Jahren hat er mindestens so viel erreicht, wie manch einer, mit dem er groß geworden ist, mit dem er die Schulbank gedrückt hat. Natürlich sind auch Ausnahmen darunter. Franz Meyer war so eine. Schon in der Schule war er als Streber in Verruf geraten und heute hatte er in der Innenstadt eine gut florierende Anwaltskanzlei. Aber sonst? Ja, ihm geht es gut. Schröder möchte mit niemandem tauschen. Gerade vor einer Stunde hat er mit Töchterchen Mariele telefoniert. So nennt er liebevoll sein einziges Kind, das es zu seinem Leidwesen in die Staaten verschlagen ha, der Liebe wegen.

„Meine Mariele!“ Schröder lächelt bei dem Gedanken, dass er seine Tochter in etwa vier Wochen wieder sehen wird. Dann nämlich wird er in die USA fliegen und zwei Wochen in ihrer Nähe verbringen. Eben, am Telefon, hatte sie ihn eingeladen und er hatte sofort zugesagt. Was sonst? Wenn sich die Gelegenheit bietet. „Wer weiß, wann ich meine Mariele sonst wieder in die Arme nehmen kann?“

Er wird alleine fliegen, denn seine Frau, von der er seit sieben Jahren geschieden ist, hat alle Verbindungen zu ihm abgebrochen. Er will auch keinen Gedanken mehr an sie und die Vergangenheit verschwenden. Obwohl, die Schuld lag eindeutig auf seiner Seite. Irgend so ein Weiberrock hatte ihn angemacht und er war prompt in die weibliche Falle getreten. Aus, vorbei, erledigt!

Schröder schließt die Registriertasse und schaut sich ein letztes Mal in seiner Gaststätte um. Dann

winkt er Bärbel zu. „Bis Morgen!“ Die erwidert seinen Gruß kurz und kümmert sich weiter um den Kunden, der seine Zeche zahlen möchte.

„Bis Morgen.“

Schröder hat einen angenehmen Termin heute Abend. In Bernkastel will er sich mit einigen Kollegen zu einer Weinprobe und einem Schlemmeressen treffen. Auch für Übernachtungsmöglichkeiten ist gesorgt. Es hat keine Eile für ihn, in der Nacht noch nach Hause zu fahren, niemand wartet auf ihn.

Zum Parkhaus, in dem er für seinen Wagen gegen eine Pauschalgebühr einen festen Platz angemietet hat, braucht er zu Fuß runde fünf Minuten. Sein Wagen steht im Erdgeschoss, es ist der letzte Einstellplatz in der Reihe. Schröder schaut auf seine Armbanduhr. Es ist fast achtzehn Uhr, beeilen braucht er sich also nicht.

„Ich werde heute keine Autobahn nehmen“, denkt er, „sondern gemütlich entlang der Mosel fahren, mit offenem Schiebedach und die letzten Sonnenstrahlen des schwül-warmen Julitages genießen.“

Es wird ein schöner Abend werden, da ist sich Schröder sicher. Auch andere Gastwirte sind zu der Feierlichkeit eingeladen. Gastwirte von der Mosel, die er allerdings nur flüchtig kennt. Aber das kann sich ja heute ändern.

Plötzlich muss er wieder an seine beiden Kumpel Kalle und Maathes denken. Eine schlimme Sache. Beide wurden ermordet, beide im Hochwald tot aufgefunden. Schröder kann sich keinen Reim darauf machen. „Sie haben doch niemandem etwas zuleide ge-

tan, jedenfalls nichts, das so etwas rechtfertigen dürfte“, sagt er sich. „Immer froh das Leben genossen, na ja, wer tut das nicht?“

Schröder hat das Parkhaus erreicht. Das Tor ist offen, für alle Fälle hat er aber einen Schlüssel dabei. Plötzlich hört er Schritte hinter sich und als er sich umdreht, sieht er gerade noch schemenhaft einen Schatten, der weitergeht, ohne das Parkhaus zu betreten. „Der hat es aber eilig“, denkt Schröder und macht sich auf den Weg zu seinem Auto, das am Ende der Garage geparkt ist.

Mit einem Mal hat er das Gefühl, nicht alleine hier unten zu sein, denn schon wieder glaubt er einen Schatten zu sehen, der hinter den abgestellten Autos verschwindet.

„Möglicherweise sucht da jemand sein Auto“, denkt Schröder. „Hat es vielleicht im Suff abgestellt und weiß jetzt nicht mehr, wo genau“. Schröder lächelt in sich hinein. Auch ihm ist das schon einmal passiert. Und das war auch gut so. Mit Freunden hat er damals bis in die Nacht gezecht und als man dann aufbrach, um nach Hause zu fahren, da war das Auto nicht mehr da, wo er es vermutete. Er ist dann mit dem Taxi nach Hause gefahren und am anderen Tag stand doch sein Wagen genau an der Stelle, wo er ihn abgestellt hatte.

Schröder sucht nach seinem Autoschlüssel und fischt diesen aus der Hosentasche, denn er ist an seinem Auto angekommen. Ein schöner Wagen, ein Benz der gehobenen Mittelklasse, auf den er sehr stolz ist. Er betätigt den automatischen Türöffner, mit einem „Klack“ entriegeln sich alle Türen gleichzeitig. Schröder

der öffnet die Fahrertür und hat bereits sein rechtes Bein im Inneren, als er einen kalten Gegenstand am Hinterkopf spürt. Ein Schreck fährt ihm durch die Glieder und seine Gedanken sind sofort bei dem Schatten, den er vor und später im Parkhaus gesehen hat.

„Steig ein!“

Es ist eine Männerstimme, die diesen Befehl kurz und knapp gibt.

„Wer sind Sie? Was ist ...?“

„Einsteigen!“

Schröder traut sich nicht, nach hinten zu sehen. Kaum, dass er auf dem Fahrersitz Platz genommen hat, fällt auch die hintere Tür des Wagens zu und Schröder spürt wieder den kalten Gegenstand an seinem Kopf. Er hat keinen Zweifel: Das ist eine Waffe. Ein Revolver oder eine Pistole. „Was will der Mann von mir?“, denkt er und sieht in den Rückspiegel. Doch der Mann sitzt zu weit am Fenster, als dass er dessen Gesicht sehen könnte.

„Fahr los!“

Wieder ist es ein knappes Kommando, das Schröder zusammenzucken lässt. Er dreht den Schlüssel im Schloss um, startet den Wagen und fährt langsam in Richtung Ausfahrt. Die Waffe spürt er immer noch an seinem Kopf.

„Keine hastigen Bewegungen“, sagt er sich selbst. „Alles tun, was der Mann sagt. Vielleicht will er Geld, oder ...“

Nein, Geld wird der Mann nicht wollen, davon hat Schröder nicht soviel, dass es einen Erpresser interes-

siert. Mit feuchten Händen umklammert Schröder sein in Leder eingefasstes Lenkrad, legt mit zitternder Hand den ersten Gang ein und fährt langsam los, den kalten Stahl im Genick verspürend.

Der Mann dirigiert Schröder durch die Innenstadt, am Moselufer vorbei auf die Bundesstraße 263, die von Trier nach Saarbrücken führt, wobei seine Aufmerksamkeit in keiner Sekunde schwächelt.

„Was...was wollen Sie von mir?“ Schröder versucht es erneut. Er will den Unbekannten in ein Gespräch verwickeln, will irgendeine menschliche Beziehung herstellen, doch der andere lässt sich nicht darauf ein.

„Schnauze halten und weiterfahren!“

Schröder überlegt fieberhaft. Er begreift, dass die Situation für ihn äußerst kritisch zu werden beginnt. In einem Kriminalfilm hat er Situationen wie diese hier zu Hauf gesehen und sich dann immer vorgestellt, wie es wäre, eine plötzliche Vollbremsung durchzuführen. Der Mann würde nach vorne geschleudert, würde mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe prallen und wäre außer Gefecht gesetzt. Das würde sicher auch funktionieren, wenn der Mann neben ihm säße. Aber er sitzt hinter ihm, die Pistole auf seinen Nacken gerichtet. Er wird noch schießen können!“, überlegt Schröder. „Der Fahrersitz wird die von mir gewünschte Wirkung verhindern. Ich muss abwarten. Vielleicht hat er mich ja auch nur verwechselt. Ja, das wird es sein! Der meint gar nicht mich!“

Schröder startet einen neuen Versuch. „Sagen Sie, ich habe kein Geld, das Sie aus mir herauspressen können. Und wenn schon, ein paar Tausend Euro,

mehr werden es nicht sein, wenn ich alles zusammenkratze. Wie viel wollen Sie? Wir können doch darüber reden!“

Der Mann hinter Schröder schweigt weiter, nur der Druck der Pistole auf den Hinterkopf von Schröder verstärkt sich.

„In den Kreisverkehr und in den Ort abbiegen!“

Das Kommando kommt knapp und Schröder lenkt seinen Wagen in die Ortschaft Zerf, vorbei an zwei ehemaligen Gaststätten, an denen nur noch verfallene Transparente auf die ehemalige Existenz hinweisen.

„Weiter geradeaus!“

Es wird langsam dunkel, Schröder schaltet die Beleuchtung am Fahrzeug ein und fährt weiter auf die Bundesstraße 407, aus dem Ort heraus, in Richtung Waldweiler, Mandern, Kell am See oder Hermeskeil, wenn er denn weiterführe.

„Rechts ran fahren!“ Einige hundert Meter hinter Zerf kommt das plötzliche Kommando. Schröder fährt an den Straßenrand.

„Auf einer Bundesstraße ist Parken verboten“, denkt er. „Vielleicht kommt ja ein Polizeiauto vorbei!“

„Noch ein Stück weiter!“, zischt der Mann hinter Schröder. „Jetzt Stopp!“

Schröder schaut sich um. Was will der Mann hier? Will er ihn erschießen? Will er etwa nur sein Auto. Das kann er gerne haben. „Und wenn ich zu Fuß nach Trier zurück gehen muss. Das ist mir egal!“, hofft er.

„Siehst du dieses Kreuz? Das auf der rechten Seite, hier am Fahrbahnrand? Schau es dir genau an! Es wird dein Kreuz werden!“

Als träfe ihn ein Blitz aus heiterem Himmel, weiß Schröder auf einmal, was der Mann will. Kalle und Maathes, seine Freunde, beide wurden an einem Kreuz tot aufgefunden, zu Tode gepeinigt. Ihm soll offensichtlich das gleiche widerfahren. Er muss mit dem Mann reden. Er muss ihn überzeugen, dass er nichts getan hat. „Ich habe doch auch nichts getan! Ich bin mir keiner Schuld bewusst!“, denkt Schröder und merkt wie sein Herz rast, wie seine Hände schweißnass werden. Er will sich zu dem Mann umdrehen und ihm ins Gesicht sagen, dass das alles sicher ein Irrtum ist. Doch dann verspürt er einen stechenden Schmerz auf seinem Kopf, der seine rasenden Gedanken jäh beendet.